

Zeitschrift: Neujahrsblätter für Jung und Alt
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 10 (1899)

Artikel: Aus der Gemeindechronik von Hausen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ach, was ist des Frühlings Blüte
Und die Freude hell und traut,
Wenn der Himmel, sonst voll Güte,
Thränennaß herniederschaut?

Aus der Gemeinderchronik von Hausen.

Im Gefühle, daß die Zeitereignisse sehr merkwürdig seien, fing Johannes Schaffner, Gemeindeammann von Hausen, im Jahre 1797 an, dieselben, soweit sie sein Dorf betrafen, aufzuschreiben; was er zu Papier gebracht, wurde 1823 auf den Wunsch mehrerer würdiger Bürger von dem dortigen Gemeindefreiber Johannes Meyer erneuert und mit wahrhaften Zusätzen versehen, damit, wie dieser beifügt, gegenwärtiges und zukünftiges Menschengeschlecht gehörig einsehen könne, welche Veränderungen und Vorfällenheiten in unserem Vaterland und besonders der Gemeinde Hausen seit jener Zeit sich zugetragen haben.

Die folgenden Notizen, soweit sie die genannte Gemeinde betreffen, sind diesem Schriftstück entnommen; zur Darstellung des Hintergrundes und zur Beleuchtung einzelner Angaben durch gleichzeitige Nachrichten aus der Umgebung ist anderweitiges Quellenmaterial benutzt worden.

Drei Wochen nach der Einnahme Berns standen bereits französische Soldaten im Aargau. Hausen sah die ersten am 25. März 1798; es war abends 4 Uhr, als eine Kompagnie Infanterie einquartiert werden mußte, welche freilich nur drei Tage blieb. Das benachbarte Brugg hatte schon am 20. März die Freiheitsbringer willkommen geheißen; in der Kirchgemeinde Birr erschienen sie erst am 19. Mai, und zwar von Birrenlauf her. Das Landvolk des Berner Aargaus war auf die Franken nicht wohl zu sprechen; aber sie betrugen sich zunächst sehr artig und wurden auch demgemäß behandelt. Mit Prügeln in der Faust stellten einzelne Freienämter ihrerseits den Fremdlingen sich am 26. April zwischen Hegglingen und Billmergen entgegen und wurden für ihren Widerstand furchtbar gezüchtigt.

In jenen Tagen traf ein amtlicher Bericht ein, der (reformierte) Kanton Aargau werde bis auf weiteres wenigstens 6000 Mann französischer Truppen und 900 Pferde zu versorgen haben. Im Eigenamt entstand darob nicht geringer Schrecken: „Viele Leute versteckten oder vergruben ihr Geld und andere Wertsachen, Fleisch und andere Nahrungsmittel, indem mancherlei schlimme Berichte über die Raubsucht der fränkischen Krieger von Bern her durch das Land hinab ihnen vorangingen.“

Es handelte sich darum, mit kriegerischer Gewalt den inneren Kantonen die helvetische Verfassung aufzuzwingen. Am 12. Mai kamen drei neue fränkische Kompagnien nach Hausen; mehrere Bürger erhielten 10—12 Mann Einquartierung, und diesmal waren die Leute mit Essen und Trinken schier nicht zu sättigen. Nach zwei Tagen mußten die Häuser ihnen das Gepäck bis Wohlen nachführen. Als diese abmarschiert waren, zogen andere ein, und so ging es weiter. Einige blieben bis acht, andere bis 14 Tage. Der Chronist bringt nichts Genaueres. Welche Last die fortdauernde Einquartierung auf den Nacken des Volkes im untern Aargau legte, ist in einer Bittschrift der Vorsteherschaft von Baden ausgesprochen: „Offenherzig bekennen wir,“ heißt es darin, „daß, wenn unser Städtchen noch eine kurze Zeit den gleichen Aufwand haben sollte, es notwendig niedergedrückt, das gemeine sowohl, als das Partikulargut aufgezehrt und infolge dessen eine gänzliche Erschöpfung, Armut und Elend müßte verursacht werden.“ (5. Mai.) Baden hat in der folgenden Zeit noch weit mehr tragen gelernt.

Die ersten Monate des Jahres 1799 machten aus der unglücklichen Schweiz ein Kriegslager und Schlachtfeld für die Franzosen und ihre Gegner, die Österreicher. Ein großer Teil des helvetischen Volkes jubelte, als das fränkische Räubervolk von den tapfern Kaiserlichen aus Graubünden und der ganzen Ostschweiz zurückgedrängt wurde. Mitte Brachmonat war Erzherzog Karl mit seinen sieghaften Soldaten im Besitze der Landschaft rechts von der Limmat und der untern Aare; jenseits der beiden Flüsse suchten die Feinde festen Fuß zu fassen. Die schönen Limmatbrücken bei Wettingen und Baden waren abgebrannt worden. „Da wurde die Gemeinde Hausen, sowie die

sämtlichen umliegenden Gemeinden sehr stark mit Franzosen angefüllt, so daß es Tage gegeben hat, daß wir bei 100, auch bei 200 Mann Kavallerie samt Pferden haben einquartieren und verpflegen müssen, auch einmal 260 Fuhrpferde samt Mannschaft.“ „1799, Heumonat 4., morgens von 2 Uhr an wurde in der Staatswaldung auf der Morgenseite des Habsburg, in der Höhle genannt, längs der Steinmatt und dem sogenannten Secklenacker hinaus bis gegen die Gemeindewaldung Hausen, ein Lager geschlagen, in welches 28 Kompagnien Infanterie kamen. Die Offiziere mußten bei den Einwohnern des Dorfes verpflegt werden. Ein zweites Lager wurde geschlagen in der Gemeindewaldung von der Reuti oder Holzmatt hinaus bis zu des J. Widmers, Tannhüblers, Haus, welches damals eine Bintenwirtschaft war; ein drittes in der Staatswaldung, Wuest genannt, längs dem Scherzerfeld hinaus bis zum Habsburger Heuweg. Ungeachtet dieser Lager waren dennoch die Einwohner von Hausen mit starker Einquartierung belastet, so daß mehrere bis 10 Mann haben mußten. Fast das meiste Koch- und Wassergeschirr hatte die Gemeinde in das Lager zu liefern, oder es wurde sonst weggenommen und ebenso das Stroh. Von den in den Lagern befindlichen Truppen wurden auf dem Felde den Bürgern die Erdäpfel ausgegraben, so daß viele Familien fast keine mehr bekommen haben und diejenigen, welche noch einen Teil bekommen, haben sie unreif nehmen müssen.“

Während der beiden Monate Juli und August sah sich der treffliche Feldherr Erzherzog Karl durch den Wiener Hofkriegsrat in allen größeren Plänen gehemmt. Masséna, der französische General, seinerseits erhielt bedeutende Verstärkungen, von denen er freilich wieder einzelne auf seinen Ostflügel im Kanton Schwyz detaschieren und so hier sich schwächen mußte. Gerade als die russische Hülfe unter Korsakow in Ober-Endingen eintreffen sollte, beschloß Karl, mittels einer Schiffbrücke bei Döttingen den Franzosen vom „Kirchspiel“ aus in den Rücken zu fallen. Aber die Russen erschienen nicht rechtzeitig und die so wie so schwierige Herstellung der Warbrücke wurde durch ein halbes Hundert gute Schützen vom Zürchersee, welche sich zu den Franzosen geschlagen hatten und aus sicherem Verstecke die öster-

reichischen Pontoniere einen um den andern erlegten, gehemmt und mußte aufgegeben werden. Bierzehn Tage darauf (30. August und 1. September) räumten Karl und seine Österreicher den untern Aargau und die Schweiz, um am nordwestlichen Schwarzwald die einbrechenden Franzosen zurückzudrängen. So hatte der Hofkriegsrat es befohlen. An ihre Stelle traten die seltsamen Scharen Generallieutenant Korsakow, und zu ihm sollte der russische General Sumorow stoßen, der damals noch auf der andern Seite des Gotthards stand.

Die Leute im Siggenthal und an der unteren Aare machten große Augen, als Durassow mit seinen Russen einzog. Ihre Lebensart stach freilich ungemein ab von dem fast bürgerlichen Auftreten der kaiserlichen Mannschaft. Sie lebten wie Schweine, kochten und aßen untereinander Schwämme, Trauben, Obst und rote Schnecken; „sie verbrännen vill Räßstäcken und fräßen d'Ruß mitsampt den Brätschgen“, so heißt's von ihnen in den Aufzeichnungen zweier Sigginger Bauern. Von dem Treiben des herwärtigen Kriegsvolkes jedoch berichtet der Hauser „Municipalitätspräsident“ J. Schaffner folgendes: „An der Stelle, wo jetzt der neue Tannwald am Habsburg gepflanzt wird, stand damals ein dicker Rot- und Forchtannwald, so daß die meisten Baumstämme zwei starke Sagbäume gegeben. Da aber die Franzosen zu ihrem Lager keine Zelten von Tuch hatten, so machten sie sich Hütten von Holz, Tannrinden und Ästen, und somit wurde dieser Tannwald in kurzer Zeit ganz vernichtet, indem die Stämme geschält und dann abgehauen wurden. Inzwischen wurde die hölzerne Brücke am Fahr Windisch über die Reuß von den Franzosen erbauet, wozu das Holz aus dem besagten Tannwald genommen wurde.“

Masséna war überzeugt, daß Korsakow ein gefährlicher Gegner erst werden könne, wenn Sumorows Feldherrngeist aus der Nähe seine Bewegungen lenke. War zwischen Meilen und dem Walensee, wo Hohe und Soult mit einander sich zu messen hatten, der Ausgang fraglich, so lag weiter unten der Vorteil auf Seite der auch an Zahl stärkeren Franzosen, und es kam für Masséna denn alles darauf an, möglichst rasch einen entscheidenden Schlag zu thun. Ein Scheinversuch der Franzosen,

bei Stilli die Aare zu überschreiten, veranlaßte Durassow, alle seine Kriegsleute zwischen Wettingen und Klingnau nach dem gefährdeten Punkte zusammenzuziehen; unterdessen bewerkstelligte Masséna bei Dietikon den Übergang auf einer Schiffbrücke und gewann am 25. und 26. September in der Schlacht bei Zürich einen vollständigen, freilich auch blutigen Sieg.

Nun wurden zwar die verschiedenen Lager um Hausen herum (zwei befanden sich auch auf dem „Lägerli“, dicht an der Reuß oberhalb Windisch) aufgehoben; dafür kamen Rähne und lange Reihen Wagen mit Verwundeten von Zürich her ins Baderbiet und besonders nach Königsfelden, nach Brugg und ins Bad Schinznach. Zu Königsfelden, welches seit geraumer Zeit ein fränkisches Kriegsspital geworden, füllten sich „der sogenannte Neubau und die Fruchtschüttli beim hölzernen Schneggen gänzlich mit Bleessierten und Kranken. Viele sind darin gestorben, so daß mehrere hundert um das Kloster und auf dem Musterplatz auf der Reutenen begraben liegen. Das Holz zum Verbrauch in diesem Spital wurde ebenfalls aus dem Tannwald am Habzburg genommen, welches die Bauern mit ihren Bügen selbst hinführen mußten“ (J. Schaffner). Was Brugg betrifft, so hörte der Geschichtsschreiber des äußeren Eigenamtes oft aus dem Munde seiner Mutter, daß dort der Stadtgraben der ganzen Länge nach mit zwei Reihen von allerlei Verwundeten belegt gewesen sei, welche über ihre schrecklichen Schmerzen und über Hunger und Durst klagten und jammerten. „Frauen und Töchter, auch Kinder brachten den Schmachttenden zu essen und zu trinken und hörten voll Schauder das Seufzen und Stöhnen „Oh mon Dieu!“ der unglücklichen Soldaten, die nach einem Arzte schrieen oder sich nach Erlösung durch den Tod sehnten.“ (J. J. Huber.)

Es war übrigens der Hauptsache nach ganz junge Mannschaft, oft unansehnliche, halbwüchsige Bürschchen, was sich leicht versteht, wenn man an die einschneidenden Verluste denkt, die das Heer der Franken in den letzten Jahren erlitten hatte. Diese unreifen Leute waren meist schier über Nacht in das Soldatenhandwerk getreten. In großen Scharen erschienen sie aus ihrer französischen Heimat über Basel und die Jurapässe, oft barfuß

und auch sonst elend genug bekleidet und keineswegs schon vertraut mit den Strapazen oder nur mit den größten Künsten ihres nunmehrigen Standes. Zunächst mußten sie in Basel, Bern, Solothurn und andern Schweizerstädten mit schweizerischen Mitteln aufgenährt und ordentlich montiert, dann in den Elementen instruiert und endlich ihren Regimentern zugeteilt werden. Eine eingehendere Schulung ward ihnen in den Lagern und da, wo sie den Feind unmittelbar vor Augen sahen, wie eben im untern Aargau und Baderbiet. Der ältere, bereits erprobte Kern des Heeres machte die Rekruten rasch, fast spielend und ohne viel unnütze Theorie mit dem Kriegsbrauche bekannt und gewöhnte sie an Feuerblik, Kugelsaus, flinken Angriff und behenden, durch Munterkeit verblüffenden Rückzug. Angeborne Gelehrigkeit, der Stolz auf die blaue Infanteristenuniform mit weißen und roten Aufschlägen, das Gefühl, im Lande durchaus Meister zu sein, zeitigte schnell den vollkommenen Mann, der ordentlich über sich hinauswuchs, wenn er auf Grund einer langen Statur in ein Grenadierregiment eintreten konnte und dort noch stattliche Achselklappen, roten Kopfsaarbusch oder Bärenmütze, weiße Weste und Beinkleider mit gelben Knöpfen bekam.

Von dieser Parademontur war, mit Ausnahme des mächtigen Dreispizes auf dem Kopfe des Fußsoldaten, die alltägliche im Lager gar sehr verschieden. Da trug der fränkische Militär, zumal der gewöhnliche Infanterist, weite, leichte Hosen aus Bettanzügen, Vorhängen oder Weiberkleidern, wie die Diebsgelegenheit im baumwollenen Aargau eben den Stoff geboten hatte. Die Offiziere zeichneten sich vornehmlich durch besondere Epauletten aus und waren im Umgange durchweg auffallend höflich, zumal den Munizipalitäten und den städtischen Herren und Damen gegenüber; sie brauchten schon nicht mehr gern den Titel „Bürger“ oder „Bürgerin“ bei Gruß und Anrede, weil solches nach ihrem Ermessen eine schlechte Bildung verriet. Wenn es galt, im Namen der Nation zu fordern, so trat die ehrerbietige Höflichkeit hinter ein kurz gemessenes, scharfes Wort zurück; der gemeine Soldat behändigte im Bewußtsein der Brüderlichkeit offen oder mit List und lehrte sich überhaupt wenig an den abgethanen Begriff des Eigentums. Am tollsten trieb es das

zahlreiche Weibervolk, welches sie mitbrachten; unsere guten Aargauer wußten ob ihrer frechen Begehrlichkeit sich schier nicht zu fassen. „Lieber drei Soldaten, als ein Weib ins Quartier!“ hieß es.

Wie die Franzosen damals in unserm Lande schalteten, ist zwei amtlichen Schriftstücken zu entnehmen. Ein über zwei Sommermonate des Jahres 1799 sich erstreckendes Verzeichnis aus der Gemeinde Lupfig zieht in Betracht Diebstähle, Beschädigungen des Waldes und der Kulturen, zwangsweise Lieferungen an Stroh, Korn, Heu und verschiedenen Lebensmitteln, schließlich aller Arten Fuhren, und berechnet den Verlust auf 4637 Gulden und 8 Bazen. Am 9. September desselben Jahres ließ der Regierungsstatthalter des Kantons Baden ebenfalls sich vernehmen. „Die unglücklichen Lasten des Krieges,“ sagt sein Bericht, „die fürchterlichen Requisitionen und Verheerungen des Militärs, die Erpressungen der Offiziere, die Räubereien der Gemeinen haben im ganzen Kanton Baden alle ohnehin nicht großen Vorräte erschöpft und die Gemeinden völlig ausgezogen, so daß die Einwohner für sich und ihr Vieh nichts mehr finden, als was hier und da aus der verwüsteten Erde hervorstößt. Durch den Mangel werden die guten Leute zur Verzweiflung gebracht, die Beamten, von Plagen und Klagen verfolgt, kommen außer sich. Es ist nötig, diese Gemeinden bei einbrechendem Winter mit Lebensmitteln und Futter zu unterstützen, damit die Einwohner nicht Hungers sterben.“

Über die Requisitionsfuhren findet man in den Hauser Akten genauere Auskunft. Das Dorf hatte um die Wende des Jahrhunderts 19 Haushaltungen, welche mit Pflug und Wagen ins Feld rückten. In der Ortschaft standen geraume Zeit zwei Hauptwachen zu je 28 Mann; die brauchten täglich ein Kloster Brennholz. Tag für Tag schafften die Bauernwagen „unentgeltlich“ Bauholz ins Fahr Windisch, Brennholz nach Königsfelden. Einzelne wurden mit Kranken und Verwundeten beladen, und die Fuhrleute hatten diese nach Aarau, Zofingen, ja sogar nach Hünningen zu bringen. Die Kriegspferde mußten Hafer haben, und der war in Pontarlier zu holen. Die Gemeinden Windisch und Hausen hielten auftragsgemäß stets eine beträcht-

liche Anzahl mit drei oder vier Pferden versehener Wagen in Bereitschaft: man konnte nie wissen, ob Gepäck oder anderes dahin oder dorthin zu führen sei. Die Requisitionsschulden wurden den Gemeinden des Eigenamtes drückend; um sich zu erleichtern, griffen sie unbedenklich auf das von der ehemaligen Hofmeisterei verwaltete „Amtsgut“, dessen Zinse bisher doch nur für Arme, Witwen und Waisen bestimmt waren, verteilten das Kapital unter sich und bestritten damit einen Teil der im Dienste Frankreichs gemachten Tagesausgaben.

Die alte Eidgenossenschaft war nicht imstande gewesen, ihre Selbständigkeit gegenüber Frankreich aufrecht zu halten; die neue Freiheit gab ihr die verlorene Eintracht nicht, welche notwendig und fähig gewesen wäre, um für das Land eine allseitig befriedigende Verfassung aufzustellen. Solange der fränkische Freistaat aber wahrnahm, daß die sehr lebhaft gewordene helvetische Schwester mit der Einrichtung eines wohllichen Hauses sich zu schaffen machte, ließ er ihr als Schutz für alle Fälle zahlreiche Soldaten auf dem Hals, und da die Aufrichtung auch gar zu lang sich verzögerte, so übernahm zuletzt der erste Konsul Bonaparte, welcher mit sichtbarem Glück um die größere Schwester freite, das Geschäft selber und schickte zur Befräftigung seines Vorhabens und damit inzwischen ja nichts Ungeschicktes passiere, gleich auch 40,000 weitere Franzosen unter dem bewährten, braven Ney, der im Friedthal seit 1799 als „roter Peter“ wohl bekannt war, nach Helvetien (Herbst 1802).

Bis auf diesen Zeitpunkt oder eigentlich bis Mitte 1802, wo Bonaparte seine Leute plötzlich heimrief, weil es ihn wunderte, ob es ohne Schutz bei uns nicht etwa rascher ginge, hatte Hausen an französischer Einquartierung gehabt: 37,368 Fußgänger, 900 Mann Kavallerie nebst ihren Pferden, an Artillerie und Fuhrpferden 1365 — thut zusammen 38,268 Mann und 2265 Pferde.

Nicht viele Häuser wurden während jener Tage zur Gut ihres ja sonst schon behüteten Vaterlandes aufgeboten. Es mußten überhaupt gewöhnlich nur zwei „Knaben“ ausrücken, und zwar die, welche unter allen Wehrpflichtigen das Loos getroffen hatte. So zum Beispiel 1798 im April; beide entließ man nach

acht Wochen bereits wieder in die Heimat. 1799 hatten die Gemeinden Hausen und Altenburg zusammen auf vier Jahre einen einzigen Mann zu stellen; gegen 127 Franken und 5 Bagen ließ ein Mülliger sich werben. Als in der letzten Juliwoche 1802 die Franzosen plötzlich Abschied nahmen und Rudolf von Erlach vom untern Aargau aus im Namen der Freiheit und Berns mit einem Bauernheere den einheimischen Parteien Halt gebieten wollte, brachen auch zwei „Knaben“ von Hausen auf. Nur vorübergehend ließ das Landvolk sich beschwichtigen; zudem schürte Bern fortwährend. Schon im September brach der Aufstand gegen die helvetische Landesregierung los. Brugg und Aarau wurden erobert, der Kriegslärm erscholl bis ins Welschland hinein; niemand wußte mehr, was aus dem Wirrwar zuletzt werden möge. Da gebot Bonaparte Ruhe, wie schon gesagt worden ist.

Von den jungen Hauser Kriegern erhielt jeder beim Verlassen des Elternhauses jeweilen zunächst aus der Hand dessen, mit dem er in den Lostopf gegriffen, fünf Bagen und noch drei Franken aus der „Reisgeldkasse“. Diese soll 1455 von den beiden Kirchgemeinden der Hofmeisterei Königsfelden in einem Betrage von 3300 Gulden gestiftet worden sein mit der Bestimmung, daß ihre Zinsabträgnisse verwendet werden müßten für Ehrenpreise beim Armbrustschießen, zu dem die milizpflichtige Mannschaft Herbst um Herbst sich versammelte, für „Reisgelder“ an die zum Krieg einberufenen Bürgersoldaten des Amtes und für Unterstützung armer Familien während der Dienstzeit ihrer Angehörigen. Gleiche Stiftungen gab es in den Landvogteien Schenkenberg und Kasteln. 1799, 23. April, verteilten die Königsfelder ihr Reisgeldkapital; Hausen, welches vor 244 Jahren einen Beitrag von 210 Gulden geleistet, bekam jetzt 229 Gulden oder rund 343 Franken und verwendete diese bald hernach zur Deckung der Gemeindeschulden.

In die Ordnung der Dinge, welche mit 1798 angebahnt wurde, konnte sich das Landvolk bei uns nur schwerlich fügen. Es mangelte besonders an dem gehörigen Respekt vor den Beamten. Die zählten ja, was ihrem Ansehen von vorneherein schädlich war, zur Franzosenpartei; sie entbehrten in ihrer äußeren

Erscheinung der Würde, die nicht über Nacht erworben wird, und die oberste Landesregierung, weil ihr Personal, von fremder Willkür oder einheimischer Leidenschaft eingesetzt und weggeräumt, rasch wechselte, gewährte den untergeordneten Beamten keinen Rückhalt. Regierungsstatthalter Feer, der überhaupt auf die Form unbillig große Stücke hielt, schärfte den Behörden ein, ja die Kokarde beständig zu tragen und keinen Bürger einzuvernehmen, der bloß in Wams und Kappe erscheine: auch da müsse jedermann zur besseren Wahrung der Autorität mit Rock und Hut und Nationalfarben darauf sich präsentieren (20. Oktober 1798)! In der Weise meinte man, einen Staat zu begründen, welcher als unmittelbare Fortsetzung der alten Eidgenossenschaft gelten könnte. Unserem Landvolk gebrach es hiefür an aller und jeder Vorbildung, und es verstattete seinem widerwilligen Ärger hie und da ganz unzweideutig Ausdruck.

Zuerst in weidlichem Schimpfen und Lästern über die Franzosen, die neue Verfassung und ihre Organe. Als in Hausen am 4. Juli 1798 ein Haus in Flammen aufging, hieß es kurzweg, die Franzosen seien die Brandstifter. Ein Frey von Brugg nahm sein böses Wort zurück und machte es obendrein mit 50 Pfund gut. In Windisch mußten sieben Bürger, welche fränkische Soldaten durchgebleut, diese mit einem Schmerzensgeld besänftigen. Ein Riniker ließ sich hören, die neue obrigkeitliche Steuer fließe in französische Taschen; er widerrief, kriegte ein Jahr Hausarrest und wurde für zwei Jahre von allen Gemeindeversammlungen ausgeschlossen. Drei Bürger von Umiken und Rein legten „eine abscheuliche Schmähschrift“ dem Unterstatthalter Fröhlich ins Haus. Sie wurden nach Aarau verbracht, und einer von ihnen entzog sich der Strafe durch eine „reuevolle, demütige Abbitte.“ Ein Schneider Stoll von Scherz aber mußte 25 Gulden erlegen und ein Jahr lang jedes Wirtshaus meiden, weil er in einem solchen geäußert hatte, wer dem obrigkeitlichen Aufgebot gemäß ins Feld ziehe, sei ein meineidiger Spitzbube. Sogar der gute Munizipalratspräsident von Hausen war vor Schmähreden nicht sicher. Solche Fälle kamen überhaupt sehr häufig vor: „aller Orten herrscht der Geist der Insubordination“, schrieb am 8. April 1799 der Unterstatthalter von Lenzburg betrübt seinem Brugger Kollegen.

Dann machten einzelne Leute daraus kein Hehl, daß die Kaiserlichen ihnen viel lieber wären, als die Franzosen. Führten dann diese etwa österreichische Kriegsgefangene das Land hinauf, so war man jedem, der ausreißen wollte, behülflich und zeigte ihm auch Verstecke in Feld und Wald. Ob wahr oder nur Gerücht: es hieß, Erzherzog Karl wolle eine Flugschrift (Proclamation) verbreiten, in welcher er Helvetien zum Anschluß an die zweite Allianz auffordere. Regierungstatthalter Feer wußte wohl, warum er seinen Unterbeamten Fröhlich in Brugg aufforderte (29. März 1799), Personen, welche dieses Schriftstück verbreiteten, sofort zu fassen und überhaupt „die genaueste Aufsicht auf alles zu halten, was in seinem Bezirk vorgehe und mit Fertigkeit und Mut gegen jede Art Unordnung sich zu benehmen.“

Man muß es den helvetischen Behörden im damaligen Kanton Aargau nachrühmen, daß sie landeskindliche „Unordnungen“ erwähnten Schlages, gleichviel aus welchen Gründen, mit anerkennenswerter Nachsicht beurteilten. Bei manchem Wohlbedenkenden bildete sich auch allmählich die Einsicht, daß es doch ungleich leichter sei, eine Revolution anzufangen, als zu beenden. In höheren Bildungsschichten war sie bei uns entstanden; sie zog nun auch die untern Stände in ihre Kreise. Die beiden Judendörfer Ober- und Lengnau wurden von unzufriedenen Scharen überfallen; ausgeplündertes Landvolk bedrohte Aarau, um seine Raubgelüste zu befriedigen; Holzfrevler gingen mit Flinten an ihr Handwerk, um diese gegen den Waldhüter zu brauchen; hungrige Banden durchzogen, als Franzosen verummmt, die Dörfer und einsamen Höfe und gaben ihren Forderungen Nachdruck durch Vorstrecken des Gewehres mit gespanntem Hahn. Für alle solche Galgenvögel gab es (seit Ende Juli 1798) nur noch bei Aarau einen Anknüpfungspunkt, und das Kantonsgericht umging ihn als verhaftetes Denkmal einer barbarischen Zeit, dessen Frist bald abgelaufen sein werde. Die Polizei war machtlos, auf das einheimische Militär kein Verlaß mehr.

Nun befahl Ney allgemeine Entwaffnung. Am 12. Herbstmonat 1802 wurde sie zu Hausen vollzogen. Fünfundzwanzig Bürger erklärten, sie seien völlig wehrlos; 46, darunter auch

unser Gewährsmann Johannes Schaffner, zwei Hauptleute und ein Oberlieutenant, lieferten ab, was sie hatten: 44 Gewehre, 7 Säbel, 17 Patrontaschen, 7 Koppel. Kein einziges Stück kehrte wieder in die Gemeinde zurück. Tiefer konnte die Eidgenossenschaft nicht mehr fallen. Mit den Waffen in der Hand hatten die Franzosen ihr das Geschenk der Freiheit gebracht; jetzt war unser Volk in gänzliche Ohnmacht gesunken und erharrete sehnsüchtig die letzte Gabe von dorthin, die es sich zu geben unvermögend gewesen: eine Verfassung.

Geduld.

Es wächst es Ehrütli amen Ort,
Das Ehrütli heist Geduld,
Un wenn's nid i mim Gärtli stobt,
So bini gwüß nid gschuld.

